

und schnupperte. Riechen konnte sie eigentlich nichts. Sie lief ein Stückchen weiter – und hörte, wie es schepperte. Sie war auf eine Schippe getreten!

Theresia zuckte zusammen, sah sich um – und fing Heinrichs Blick auf. Er stand nur wenige Schritte von ihr entfernt! Mit wild klopfendem Herzen hob sie ihren Finger an die Lippen. *Psst*, wollte sie sagen. Seine Augen weiteten sich, er öffnete den Mund, schloss ihn wieder. *O bitte*, flehte sie stumm.

»Ich hab sie gefunden«, brummte Heinrich dann.

Theresia blieb die Luft weg. Wie konnte er nur? Er war doch ihr allerbesten Freund! Was sollte sie nun tun? Könnte sie schnell genug aus der Fabrik rennen, um der Strafe zu entgehen?

Doch da hob er den Finger an die Lippen, als wollte auch er »Psst« sagen, und blinzelte ihr verschwörerisch zu.

»Da drüben ist die Dampfmaschine!« Er zeigte auf den Kessel mit dem riesigen Rad und ging darauf zu. Fast hätte Theresia vor Erleichterung aufgelacht. Tief atmete sie durch und zog sich in den Schatten der Wand zurück.

»Ah, ja! Ist sie nicht prächtig?«, rief Nikolaus.

»Beeindruckend«, pflichtete Heinrich ihm bei.

Keiner der Männer bemerkte Theresia. Sie hatte ein solches Glück gehabt! Allerdings hatte sie noch immer keine Schokolade gefunden ... Irgendwo mussten die kleinen Tafeln, die so süß und krümelig auf der Zunge lagen, doch gemacht werden! Vielleicht brauchte sie nur noch ein wenig näher heranzugehen, um sie zu finden – und ein bisschen zu naschen. Also nahm sie all ihren Mut zusammen und ging weiter auf den brodelnden und dampfenden Kessel zu. Nur noch ein Stückchen. Ruch sie ein wenig Kakao? Etwas heißen Zucker?

Plötzlich zerriss ein Zischen den Augenblick. Die Arbeiter schrien auf, schwangen sich über das niedrige Geländer und sprangen fast gleichzeitig vom Kessel.

»Weg da!«, brüllte einer.

»Schnell!«, schrie ein anderer und stieß die Stollwercks zurück. Sie stolperten, rannten.

Theresia wollte hinterherrennen. Doch da hörte sie einen Knall. Er war lauter als Papas stampfende Füße, als Mamas Rufe in der Nacht, wenn sie Alpträume hatte, und als Heinrichs Lachen über Theresias lustige Grimassen zusammen. Unendlich viel lauter. Es war, als hätten sich alle Geräusche, die sich in Theresias kurzem Leben angesammelt hatten, miteinander vereint - zu einem einzigen, letzten Tosen. Eine schwarze Wolke erfasste Theresia, und sie fühlte sich an wie eine Welle, so als könnte sich Luft an einem kleinen Mädchen brechen. Und dann war da nur noch Hitze und Feuer - und ganz weit entfernt, kaum zu riechen, der unwiderstehliche Duft nach Schokolade.

Teil 1

1862

1. Kapitel

Apollonia Krusius, das Wunderkind, rührte im Marmeladentopf und weinte. Kurz bevor eine Träne in den Topf fallen konnte, wischte sie sie weg. Diese blödsinnige Weinerei, dachte sie und schniefte. Wenn sie jemand beobachten würde! Sie schüttelte den Kopf und sah, wie ein Tropfen durch die Luft segelte und mitten im roten Brei landete. So ein Mist! Schnell rührte sie um. Ob ihr Onkel, ihre Tante und ihre Schwester etwas merken würden, wenn sie die Marmelade später aßen? Ob sie wohl ihre Traurigkeit schmecken könnten?

Schon wieder so ein dummer Gedanke, dachte Apollonia. Warum konnte sie sich nicht zusammenreißen? Das Ganze war schon zwei Jahre her, und sie war ein großes Mädchen, schon 15 Jahre alt! Energisch rührte sie weiter. Sie sollte nicht mehr so oft daran denken, hatte ihre Schwester gesagt, sondern nach vorn schauen. Sie seufzte und sah aus dem kleinen Fenster. Wenn sie sich nach links beugte und seitlich hinausschaute, konnte sie die Kirchturmuhre sehen. Es war gerade kurz nach neun. Früher hatte ihr Vater sie sonntags um diese Tageszeit das Rechnen gelehrt. In einer halben Stunde wäre Naturkunde dran gewesen. Am allerliebsten mochte sie aber die frühe Mittagszeit, in der er von den Maschinen erzählte, die er gebaut hatte. Von Schiebern und Schwungrädern. Ihr Papa war nämlich nicht nur der beste Lehrer der Welt, sondern auch Maschinenbauer. Er hatte ihr Zeichnungen gezeigt und erklärt, wie Wasserdampf einen Kolben in Bewegung versetzen konnte.

»Ist das auch wirklich nicht zu kompliziert für dich?«, hatte er einmal gefragt, und sie hatte wild den Kopf geschüttelt.

»Der Druck entsteht, weil sich das gasförmige Wasser ausdehnt. Durch diese Leitungen gelangt der Wasserdampf in den Zylinder, habe ich recht?«, hatte sie mit ihrer damals noch so piepsigen

Stimme gesagt und sich gefreut, da sich ein Lächeln auf seinem ernstesten Gesicht ausbreitete.

»Du bist ein Wunderkind, weißt du das?« Sie erinnerte sich so gut an diese Worte. Wie sehr seine Augen hinter seinen Brillengläsern geleuchtet hatten! Damals war sie sechs Jahre alt gewesen und hatte die Stirn gerunzelt.

»Was ist ein Wunderkind?«, hatte sie gefragt.

»Ein Wunderkind ist anders als die allermeisten anderen Kinder. Es ist sehr klug. Schau, du bist ein kleines Mädchen und verstehst diese Maschine trotzdem. Das ist äußerst ungewöhnlich. Du bist etwas ganz Besonderes. Und deswegen werde ich dich unterrichten, obwohl das unüblich ist. Vielleicht wirst du eines Tages sogar studieren! Du wärst die einzige Frau in Köln! Wenn du immer schön brav und fleißig bist, wirst du einmal Großes erreichen, Apollonia, vergiss das nicht!«

Apollonia hatte es nicht vergessen, das würde sie nie. Doch jetzt, wo sie in der Küche vor dem neuen Sparherd stand und darauf wartete, dass die mohnblütenrote Marmelade eindickte, bemerkte sie zum ersten Mal, dass sie den Glauben an diese Worte verloren hatte. Hatte ihr Vater sie angelogen? Er hatte ihr selbst oft erzählt, dass ein guter Freund von ihm, Herr König, sich in der Fabrik über seine Begeisterung für Apollonias Fähigkeiten lustig machte. »Eigentlich halte ich vom kleinen König sehr viel. Aber dass er einfach nicht glauben möchte, dass ein Mädchen kann, was du kannst - das spricht nicht für seine Intelligenz! Du wirst es dem kleinen König und all den anderen Zweiflern schon zeigen, denk an meine Worte!«, hatte er mehr als einmal ausgerufen.

Sie wollte es nicht, und doch sah sie ihren Papa nun wieder vor ihrem inneren Auge. Seine glänzende Weste, seine Steckbügelbrille mit den ovalen Gläsern und dem langen Bogen über der Nase, die ihrer eigenen Lesebrille so sehr glich, sein abstehender Bart. Er hatte sich kurz gebückt und »Sieh an!« gerufen. Und dann hatte er ihr eine lange hellrote Mohnblume überreicht, die er gerade von der Wiese